

Brasilien

Mythen, Märchen und andere Geschichten

Dirk Walbrecker | Hrsg.



G

EDITION SOS-KINDERDÖRFER
GESCHICHTEN AUS ALLER WELT

Brasilien

Dirk Walbrecker | Hrsg.



Brasilien

Mythen, Märchen und andere Geschichten

INHALT

Vorwort	9
Willkommen in Brasilien.....	11

I

VON DER ENTSTEHUNG DER WELT – SCHÖPFUNGSMYTHEN

Wie die Welt entstand	14
Die Befreiung der Sonne	23
Der Erwerb der Nacht	24
Freiheit	26
Die drei Menschenrassen	32

II

HIMMLISCHES UND IRDISCHES – SAGEN UND LEGENDEN

Die Pfeilkette	34
Wie das Feuer zu den Menschen kam	36
Der Raub des Feuers	40
Wie der große Geist den Tieren half	41
Guaraná – der Baum der Lebenskraft	45
Wo der Maniok herkommt	48
Die Sage vom Tijuca-Gebirge	50

III


VON PFLANZEN UND TIEREN – FABELN, PARABELN UND MÄRCHEN

Die Geschichte vom <i>beiju</i>	53
Jagdabenteuer	55
Malazarte kommt in den Himmel	57
Schildkröte und Beutelratte	59
Wassermelone und weiche Kokosnuss	61
Der Alligator und die streitbaren Weiber	64
Jaguar und Ziegenbock.....	66
Yara, die Mutter der Gewässer.....	70
Der Jüngling, der das Tapir-Mädchen heiratete	74
Wie die Beutelratte den Nachstellungen des Jaguars entging.....	78
Der Knabe und der Bakurao	82
Wie der Frosch die Tochter des Elefanten heiratete	87
Der Teufel auf dem Feigenbaum	91
Die goldene Kürbisflasche	97
Luisa und Luzía	99
Die Frau, die sich in einen Kolibri verwandelte, um ihr Töchterchen zu befreien	104
Der Raub der heiligen Jungfrau	109

IV

ALTES UND MODERNES BRASILIEN – GESCHICHTEN VON EINST UND JETZT

Der schüchterne Drache	112
Vom Sprung ins kalte Wasser.....	127
Quinoqui und Quinoca.....	128
Und jetzt, Ricardo?	135
Die Freunde.....	140
Ein Schweineleben.....	150
Die Geschichte vom Bleistift.....	161
Der beste Schwertkämpfer	163
Tschau	164
Mach's gut, Lucia!	178
Glossar	194
Quellenangaben	202

enke ich an Brasilien, fällt mir zuallererst eine fast märchenhafte Geschichte von Hermann Gmeiner ein. Es war um das Jahr 1979, als der Gründer der SOS-Kinderdörfer zu einer offiziellen Reise nach Brasilien aufbrach. Das Land wurde damals von einer Militärdiktatur regiert. Aber Gmeiner hatte schon mit vielen Staatsführern gesprochen und war so schnell nicht zu beeindrucken. »Was sog i dem Bua?«, fragte Gmeiner, der zeitlebens nur Bregenzerwälder Dialekt sprach, seinen Kollegen im Vorzimmer des brasilianischen Präsidenten João Figueiredo. »Ah, i woas scho«, meinte er beim Eintreten und legte gleich los, kaum hatte man sich höflich die Hand geschüttelt. Der Mitarbeiter solle nun übersetzen, dass er, Gmeiner, schon die thailändische Königin Sirikit getroffen habe, die indische Präsidentin Indira Gandhi und den kenianischen Präsidenten Daniel Arap Moi. Und überall habe er drei Wünsche frei gehabt. Beklommen übersetzte der Kollege diese Worte und sah erstaunt, dass Figueiredo erst stutzte, dann laut loslachte und anschließend nach der Ordonnanz klingelte, die die drei Wünsche Gmeiners aufnehmen sollte. Sie wurden alle erfüllt.

Ich wünsche Ihnen viele erfüllte Wünsche und schöne Stunden mit den wunderbaren Geschichten aus Brasilien.

Dr. Wilfried Vyslozil
Vorstand der SOS-Kinderdörfer weltweit

WILLKOMMEN IN BRASILIEN



as für ein grandioses Land: Brasilien ist nicht nur der fünftgrößte Staat der Erde und nimmt fast die Hälfte von Südamerika ein, es besitzt mit fast 8.000 Kilometern auch die längste durchgehende Küstenstrecke aller Länder und ist 24-mal so groß wie Deutschland! Es leben dort fast 200 Millionen Menschen – über 18 Millionen davon allein in São Paulo, mehr als 11 Millionen in Rio de Janeiro und etwa 2 Millionen in der Hauptstadt Brasília.

Die brasilianische Landessprache ist Portugiesisch: Denn im Jahr 1500 entdeckte Pedro Álvares Cabral, Seefahrer aus Portugal, dieses exotische und tropische Land. Als bald folgten ihm viele abenteuerlustige Landsleute – fasziniert von der Weite und Fremdheit dieses Kontinents. Aber erst mit dem Auftauchen geschäftstüchtiger Holländer und Franzosen begann eine gewaltsame Eroberung. Verschiedene friedliche Indianerstämme, die hier seit Urzeiten siedelten, wussten zunächst kaum Widerstand gegen die gut bewaffneten Eindringlinge zu leisten. Viele fanden den Tod oder wurden versklavt. Die christliche Religion sollte unter den Andersgläubigen verbreitet werden – eine uralte Kultur drohte brutal ausgemerzt zu werden. Zudem kamen bald Schwarzhäutige ins Land – als Sklaven aus Afrika: Sie mussten den Eroberern

helfen, das Holz der Urwälder abzuholzen und die riesigen Zuckerrohrvorräte abzubauen. Und je tiefer man in das Landesinnere vordrang, umso mehr Schätze wurden entdeckt: Gold, Silber, Zinn, Eisen und ein immenser Reichtum an Edelsteinen – später auch Erdöl und Erdgas. Ohne Rücksicht auf die nahezu wehrlosen Indianer wurde das Land gnadenlos ausgebeutet. Über 300 Jahre hat es dann gedauert, bis Brasilien 1822 selbstständig werden durfte. Die verschiedenen Bevölkerungsgruppen mussten lernen, miteinander auszukommen. Die Indianer, ohnehin nur noch eine kleine Minderheit im Land, hatten es weiter sehr schwer, sich gegen die weißen Eindringlinge aus Europa zu behaupten. Auch die Schwarzen mussten lange für ihre Gleichberechtigung kämpfen.

Heute lebt in Brasilien dieses bunte Völkergemisch friedlich miteinander. Mehr als die Hälfte der Einwohner sind Weiße. Über ein Drittel sind Mulatten (Menschen mit weißen und schwarzen Vorfahren). Dazu kommen auf 100 Einwohner etwa 6 Schwarze, ein gelbhäutiger Einwanderer aus Asien, ein sogenannter Mestize (Menschen mit indianischen und weißen Vorfahren) und gerade noch ein einziger Indianer.

Doch glücklicherweise zog es in dieses Land nicht nur Eroberer und Ausbeuter, die nach wertvollen Hölzern und Bodenschätzen suchten. Besonders im letzten Jahrhundert begannen Forscher, den Glauben und die Überlieferungen der Ureinwohner zu erkunden. So gelang es, einen großen Schatz von Indianermythen und -märchen

zu sammeln – allesamt nur mündlich von Generation zu Generation weitererzählt. Hier wird das Entstehen der Welt, das Himmlische und das Irdische, ganz anders geschildert als in den Überlieferungen der christlichen Einwanderer. In all diesen Fabeln und Märchen spielt vor allem die Natur eine große Rolle: Pflanzen und Tiere sind beseelt, Geister sorgen für Spuk und Zauber. Auch die Schwarzen hatten aus ihrer afrikanischen Heimat einen eigenen Glauben und eine große Fantasie fürs Erzählen mitgebracht. Aus diesem Märchengut ist ebenfalls vieles aufgezeichnet und überliefert worden. Manches hat sich im Laufe der Zeit mit den Geschichten der weißen Einwanderer vermischt.

Wen wundert es, dass auch neuzeitliche Erzähler Brasiliens sich von dem großen Schatz der so verschiedenen Kulturen anregen lassen? Dieses Buch soll helfen, in die faszinierende Vielfalt Brasiliens einzutauchen und in Märchen und Geschichten die Geheimnisse dieses wundervollen Landes zu entdecken ...



I VON DER ENTSTEHUNG DER WELT – SCHÖPFUNGSMYTHEN

WIE DIE WELT ENTSTAND

Auf der Erde, in allen Kulturen wurden Schöpfungsgeschichten erfunden. Die folgende erzählt viel, auch von dem ungeheuren Reichtum und von der Vielfalt der Natur in Brasilien.



Am Anfang, so heißt es, gab es nur Wasser und Himmel. Ringsum war Leere und Finsternis. Da stieg unter Sturmgebraus Tupana, der Gott des Donners, hernieder. Und als sein Fuß fast schon die Wasserfläche berührte, wuchs aus der Tiefe ein Stück Boden, auf das er sich stellte. In diesem Augenblick tauchte dort, wo der Himmel auf dem Wasser ruht, die Sonne auf, und Tupana blickte sie an. Als die Sonne ihren höchsten Stand erreichte, platzte Tupanas Haut. Langsam glitt sie an seinem Leib und an seinen Beinen hinab, breitete sich auf dem Wasser aus und wurde festes Land.

Als die Sonne das nächste Mal wiederkehrte, gab es schon Land, aber es gab keine Menschen. Und als das Gestirn abermals seinen höchsten Stand erreichte, nahm Tupana eine Handvoll Erde, knetete sie und schuf eine Gestalt, die aussah wie ein Mensch. Er blies ihr Tabakrauch in die Nase und legte sie neben sich.

Die Gestalt aß nicht, weinte nicht, kroch nur hin und her. Sie wuchs und wuchs, wurde so groß wie Tupana, aber sie konnte nicht sprechen. Da blies der Gott ihr Tabakrauch in den Mund; die Gestalt versuchte zu sprechen, doch sie vermochte es nicht. Am Tage darauf blies Tupana ihr wiederum Rauch in den Mund, und da, so heißt es, begann sie zu sprechen und ward ein Mensch.

Und der Mensch sagte: »Wie ist doch alles so herrlich eingerichtet. Da ist das Wasser, meinen Durst zu stillen. Da ist das Feuer am Himmel, mich zu wärmen, wenn mir kalt ist. Ich werde mit dem Wasser spielen, über die Erde schreiten und mit dem Feuer sprechen, das oben am Himmel brennt.«

Tupana war stets um ihn, aber der Mensch sah ihn nicht.

Die Nacht kam, und der Mond tauchte auf, dort, wo der Himmel auf dem Wasser ruht. Der Mensch erblickte ihn und sprach: »Was ist das für ein Feuer? Seine Flamme wärmt nicht, sie ist kalt wie das Wasser.«

Der Mensch sah das Wasser, das Land, den Himmel, die Sonne, den Mond und die Nacht. Doch Tupana, der immer um ihn war, sah er nicht. Er schritt über die Erde, badete im Wasser, sprach mit Sonne und Mond, aber sie antworteten ihm nicht.

Eines Abends blickte er zum Himmel empor. Als es dunkel geworden war und der Mond hell leuchtete, glaubte er wohlklingende Laute zu vernehmen. Und siehe da, es war Gesang, an dem sein Herz sich erfreute. Da begann er selbst zu singen und schwieg erst, als der Himmel sich

rötete. Unterdessen aber hatte Tupana die Pflanzen geschaffen. Die Sonne zeigte sie dem Menschen, und der Mensch rief: »Wie schön ist alles, was ich sehe! Was ist das, was im Hauch der Lüfte tanzt?«

Er ging zu einem Baum und fragte ihn: »Wer bist du, der du fast bis zum Himmel ragst?«

Und der Baum erwiderte: »Ich bin das Haar der Erde.«

»Und was hängt an dir und ist so gelb wie der Mond?«

»Das sind meine Früchte. Aus ihnen werden andere Bäume entstehen und die Erde bedecken.«

Da löste sich eine Frucht und fiel zu Boden. Der Mensch sah sie und verspürte Lust zu essen. Er sprach zum Baum: »Sieh doch, deine Frucht ist herabgefallen, was soll mit ihr geschehen?«

Der Baum antwortete: »Iss sie, sie ist weich und wohl-schmeckend. Und wenn du gegessen hast, stecke den Samen in die Erde.«

Der Mensch ergriff die Frucht, führte sie zum Mund, und sie schmeckte ihm. Dann tat er, wie der Baum ihn geheißen, grub ein Loch, legte den Samen hinein und bedeckte ihn mit Erde.

Da er noch hungrig war, sprach er: »Wie gut deine Früchte sind. Lass mich mehr von ihnen essen.«

Der Baum antwortete: »Wenn dich nach mehr gelüstet, dann nimm dir mehr. Iss aber nur die reifen Früchte und wirf die Samen nicht weg, sondern stecke sie in die Erde.«

Da kletterte der Mensch auf den Baum und aß. Doch er vergaß, was dieser ihm gesagt hatte, und ließ die Samen

auf den Boden fallen. Als er keinen Hunger mehr verspürte, sprach er: »Baum, deine Früchte schmecken vorzüglich, jetzt aber bin ich satt.«

Der Baum erwiderte: »Wenn du gesättigt bist, dann klettere hinab.«

Der Mensch begann hinabzusteigen. Auf halber Höhe sah er nach unten und erschrak. Am Fuße des Baumes erblickte er den Tapir, den Hirsch, das Wasserschwein, den Paka-Hasen, den Ameisenbären und das Wildschwein. Rasch kletterte er wieder nach oben und fragte: »Was sind das für Wesen, die da unten herumlaufen?«

Der Baum entgegnete: »Du hast meine Samen nicht aufbewahrt und in die Erde gesteckt, wie ich dich geheißen. Du hast sie hinuntergeworfen, sie sind hart aufgeschlagen und wurden zu den Tieren, die du siehst.«

»Wie komme ich nun auf die Erde zurück?«

Der Baum, so heißt es, gab ihm zur Antwort: »Springe von Wipfel zu Wipfel, und beim Flussufer steige hinab.«

Das tat der Mensch. Da auch die anderen Bäume Früchte trugen, aß er von ihnen und bewahrte die Samen in den Achselhöhlen auf. Und weil es sehr viele waren, legte er etliche auf die Äste.

Es hatte bereits zu dämmern begonnen, als er den Fluss erreichte. Der Mensch holte einige der Samen, die er bei sich trug, hervor und warf sie, einen nach dem andern, ins Wasser. »Nun zeigt mir mal, wie ihr Tiere werdet«, sprach er.

Da die Früchte der Bäume am Ufer wunderbar dufteten, aß er auch von ihnen. Einen Teil der Samen warf er

wiederum in den Fluss, den Rest ließ er auf den Ästen liegen. Und er hörte erst auf zu essen, als am Himmel der Mond emporstieg.

Als der Mond unterging, vernahm der Mensch ringsum Lärm. Auf den Bäumen saßen Wasserhühner, Geier, Papageien, Tukane, Nachtigallen und viele, viele andere Vögel und sangen. Und im Fluss sangen die Alligatoren, die Schlangen und die Fische. Alle diese Tiere entstammten den Samen der Bäume. Nun wusste der Mensch nicht mehr, wohin er noch fliehen sollte, und stieg vom Baum. Damals aber waren die Tiere der Erde noch nicht wild. Sie berochen den Menschen, beleckten ihn und rieben sich an ihm.

Einmal, als der Mensch auf einem Baum saß und aß, warf er den Tieren einige von den Früchten zu. Er glaubte, sie verstünden zu essen wie er. Die Früchte schlugen hart auf und sprangen in viele kleine Stücke. Aus den Stücken aber wurden Spinnen, Skorpione und Ameisen, die über die Erde und auf die Bäume krochen. Eine Feuerameise kam und biss ihn, und auf der Erde rannten die Tiere klagend hin und her. Der Mensch wusste nicht, was er tun sollte. Sein Körper schmerzte ihn, und er fragte den Baum: »Was beißt mich da?«

Der Baum erwiderte: »Du hast alles falsch gemacht. Warum hast du meine Früchte auf den Boden geworfen? Siehst du die Tiere da unten, wie sie hin und her rennen? Aus dem Fleisch der Früchte sind Insekten geworden, und die quälen dich jetzt.«

Just in diesem Augenblick flog ein Schwarm Wespen vorüber, und einige stachen den Menschen. Schnell kletterte er vom Baum hinunter. Aber dort fielen Spinnen, Skorpione und Zecken über ihn her. Da begann auch der Mensch hin und her zu rennen. Schließlich legte er sich wie die Tiere ins Wasser, um den Bissen und Stichen zu entgehen. Der Mond, hoch am Himmel, sang, und alle vernahmen sein Lied. Da kam ein Fischlein geschwommen und schmiegte sich an den Körper des Menschen. Er erschrak und floh aufs trockene Land. Dort bissen ihn abermals die Insekten, und er lief zurück in den Fluss, wo sich wieder das Fischlein an ihn drängte. Da packte er es mit beiden Händen und warf es ans Ufer.

Als es tagte und immer heißer wurde, begann das Fischlein zu wachsen, und der Mensch sah, dass es lebte. Und als die Sonne am höchsten stand, beschloss er, den Fisch zurück ins Wasser zu tragen. Er ging zu ihm und packte ihn am Schwanz. Da platzte die Haut des Fisches unter Donner und Gebraus, dass alle Tiere entsetzt flohen. Ein Sturm erhob sich und schleuderte den Menschen an das andere Ufer des Flusses. Aus der Fischhaut aber stieg ein wunderschönes Mädchen, das sich suchend nach allen Seiten umsah. Der Wind wehte kühl und belebend, und die Herzen aller Wesen wurden froh. Das Mädchen ging zwischen den Tieren auf und nieder und aß von den Früchten, die die Bäume abwarfen.

Die Nacht kam, und der Mond zeigte sein größtes Gesicht. Das Mädchen und alle Tiere blickten zu ihm auf, und von

der anderen Seite des Flusses ertönte ein herrlicher Gesang. Als es zu dämmern begann, durchschwamm der Mann den Fluss und stieg die Uferböschung hinauf. Das Mädchen hatte sich niedergelegt und war eingeschlafen. Der Mann wusste nicht, dass es sie gab und dass sie dort ruhte. Er war müde, legte sich unter den Baum, der sprechen konnte, und schlief ein.

Es war schon heller Tag, als das Mädchen erwachte. Sie stand auf, sah sich um und erblickte den Mann. Still setzte sie sich neben ihn und verjagte die Insekten, damit sie ihn nicht quälten. Nach einer Weile öffnete er die Augen, schaute das Mädchen an und sagte nichts. Sie war es, die zu sprechen begann.

»Bist du derjenige, den ich im Schlaf gesehen habe?«

»Ich bin es. Auch ich habe dich im Schlaf gesehen.«

Der Mann stand auf und schaute nach, was aus dem Fisch geworden war, der am Ufer gelegen hatte. Im Sand entdeckte er noch die Spuren seines Körpers.

»Weißt du nicht, was mit dem Fisch geschehen ist, der hier lag?«, sprach er zu dem Mädchen.

Sie antwortete: »Ich weiß von keinem Fisch.«

In diesem Augenblick donnerte es, und die Erde bebte. Die Tiere rannten hin und her, und der Mann und das Mädchen flüchteten unter den Baum, der sprechen konnte. Ein eisiger Regen peitschte die Erde. Die Tiere drängten sich aneinander und suchten Schutz vor der Kälte. Finstere Nacht brach herein, und niemand weiß heute zu sagen, wie es allen Wesen ergangen ist.

Als die Sonne aufging, wollten der Mann und das Mädchen nicht mehr voneinander lassen, und auch unter den Tieren hatte ein jedes sein Weibchen gefunden. Nach mehreren Monden gebar die Frau ein Mädchen, und die Tiere brachten Junge zur Welt. Sie begannen die Erde zu bevölkern.

Viele Jahre vergingen, so viele, wie wir Haare auf dem Kopf haben, und Mensch und Tier wurden böse. Die Menschen, so heißt es, brachten sich gegenseitig um, raubten einander die Weiber, begingen jede nur erdenkliche Untat. Die Tiere fraßen einander auf und richteten große Verwüstungen an.

Damals, so heißt es, befahl Tupana den Dämonen Papá und Piá, die Erde zu zerstören und Mensch und Tier zu verderben. Tupana, Papá und Piá stiegen nieder ins Roraima-Gebirge. Papá sammelte die Pflanzen, eine von jeder Art, damit sie nicht verloren gingen. Piá steckte das Land ab, das nicht versinken sollte. Nachdem sie dies getan hatten, kehrte Tupana in den Himmel zurück, und Papá und Piá blieben auf den Gipfeln des Roraima-Gebirges. Und dann, so heißt es, schwoll das Wasser an, und drei Tage später war die Erde mit allem, was auf ihr wuchs und sie bevölkerte, in den Fluten versunken. Tupana aber ließ sich auf dem Roraima-Gebirge nieder und fragte Papá und Piá: »Ist es vollbracht?«

»Es ist vollbracht«, antworteten diese.

Das Wasser, so heißt es, begann zu sinken, und nach einem Mond lag das Land wieder frei. Tupana, Papá und

Piá stiegen herab bis an den Fuß des Gebirges, und Tupana sprach: »Du, Papá, stecke überall Samen, du, Piá, bilde neue Tiere statt derer, die ertrunken sind, nach einem Mond jedoch kehrt hierher zurück.«

Papá steckte die Samen, Piá schuf aus Erdreich neue Tiere, jedes Männchen mit seinem Weibchen, und blies ihnen Tabakrauch in die Nase, auf dass sie lebten. Tupana aber nahm den Stamm des Samaumeira-Baumes, den das große Wasser angeschwemmt hatte, und bildete daraus eine Frau. Er blies ihr Leben ein, und die Frau begann sich zu regen. Am nächsten Tag, so heißt es, konnte sie bereits sprechen. Am darauffolgenden erhob sie sich und lief. Tupana nahm sie zum Weibe, und nach mehreren Monden gebar sie zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Alle Menschen der Welt, so heißt es, stammen von ihnen ab, sie sind unsere Ahnen.



DIE BEFREIUNG DER SONNE

Diese indianische Schöpfungslegende wurde von dem Stamm der Shukurú erzählt.



Vor alten Zeiten gab es keine Sonne. Die Sonne gehörte nämlich einem Seriema (ein Vogel), und der bewahrte sie auf seinem Rücken auf. Er benutzte sie dazu, ihm zu leuchten, wenn er sich auf Futtersuche machte, und er wollte nicht, dass auch andere daran Anteil haben sollten.

Da entschloss sich ein Mann, die Sonne zu befreien. Er folgte zusammen mit einigen Kameraden dem Licht, bis es erlosch, denn der Seriema hatte es wieder auf seinem Rücken versteckt. Die Männer stellten hier und dort Schlingen und Fallen auf, dann versteckten sie sich und machten einen großen Lärm. Der Seriema erhob sich erschreckt und floh gegen Norden, da sah er eine Falle und lief sogleich gegen Süden, aber da erblickte er wieder eine andere Falle. So lief er auch in Richtung Westen und Osten, aber überall stieß er auf Fallen. So konnte er nicht mehr entfliehen, und die Männer ergriffen und töteten ihn. Dann schnitten sie ihm den Rücken auf und ließen die Sonne heraus. So wurde die Sonne wieder befreit.

Seit der Zeit aber hört man den Seriema immer singen, wenn es regnet. Er möchte nämlich, dass die Sonne wieder zurückkehrt.

II HIMMLISCHES UND IRDISCHES – SAGEN UND LEGENDEN

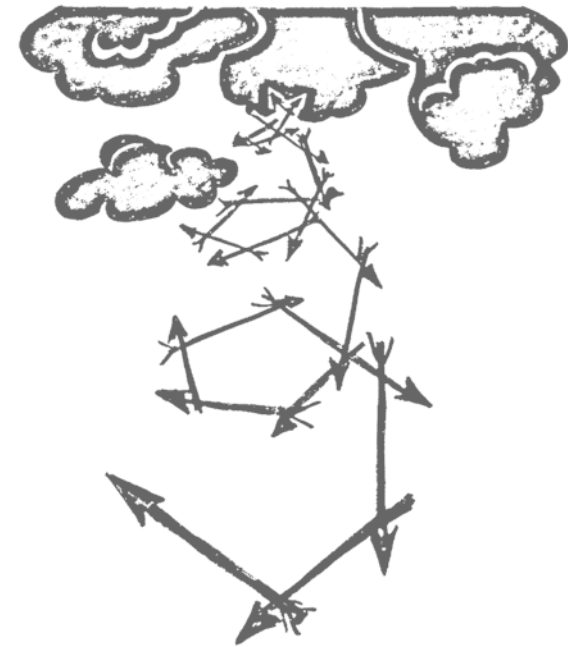
DIE PFEILKETTE

Bei vielen indianischen Stämmen Amerikas wurden Märchen wie dieses erzählt: Darin verbirgt sich der ewige Wunsch des Menschen, in den Himmel zu kommen.

In alten Zeiten war der Himmel tiefer. Damals fraßen Jaguare viele Menschen. Man wollte vor den Jaguaren fliehen. Da schoss ein Medizinmann einen Pfeil in den Himmel. Ein anderer Medizinmann sah nach oben, nahm aber nichts wahr, er wandte dann den Kopf nach der anderen Seite des Himmels und erblickte den Pfeil. Er schoss einen zweiten Pfeil in den ersten hinein. Darauf schossen alle hintereinander gen Himmel, und einer traf genau in den Pfeil desjenigen, der vor ihm geschossen hatte. Die Kette, die sich so aus den Pfeilen bildete, näherte sich allmählich dem Boden.

Als der Medizinmann, der den ersten Pfeil geschossen hatte, früh am nächsten Morgen nach der Kette sah, war sie in eine Liane verwandelt. Diese Kletterpflanze hatte Stufen, auf denen die Menschen bequem in den Himmel hätten steigen können. Man wollte ja vor den Jaguaren fliehen.

Der Medizinmann bemerkte aber auch, dass schon ein Jaguar mit seiner Jaguarin hinaufgestiegen war. Das sagte er den Leuten und fragte, ob jemand in den Himmel gehen und die Liane dort abschneiden wolle, damit die Jaguare nicht zurückkämen. Ein Mann machte sich mit seiner Frau auf den Weg zum Himmel und schnitt die Liane oben ab. Die Liane fiel auf die Erde und wächst noch heute im Walde. Der Mann und die Frau blieben im Himmel.



WIE DAS FEUER ZU DEN MENSCHEN KAM

Die Indianer vom Stamme der Suruí, die sich selbst auch als Paíter, als die ›wahren Menschen‹ bezeichnen, erzählen in der folgenden Geschichte, welche Bedeutung der sonst so bedrohliche Jaguar für uns Menschen hat.



ines Tages wandte sich Schöpfergott Palop an Orobab. Orobab ist ein Vogel mit einem unvergleichlich langen Schwanz:

»Orobab, mein Junge, du hast ja einen überaus langen Schwanz. Könntest du mir den Gefallen tun, zum Haus der Jaguare zu fliegen und dort Feuer zu holen? Ich möchte es nämlich allen meinen Söhnen und Töchtern zur Verfügung stellen, damit sie gekochte Speisen essen und sich in kalten Nächten auch wärmen können.«

Orobab war einverstanden:

»Wenn du meinst, gehe ich auf der Stelle, Vater.«

Palop, der Schöpfer aller Dinge, schmierte Orobabs Körper mit einer klebrigen bitteren Masse ein, die an das Wachs der Kleinbiene erinnert. Dieses sorgt dafür, dass die Flammen des Feuers nie erlöschen.

»Fertig«, sagte Palop, »jetzt kannst du losfliegen, das Haus der Jaguare aufsuchen und mir das Feuer bringen.«

Orobab erreichte das Haus der Jaguare. Die Jaguare saßen rings um ein großes Feuer, in dem sie Jatobá-Holz verheizten, wärmten und unterhielten sich. Aus Angst

davor, nicht gut empfangen zu werden, hatte Orobab bereits im Anflug angefangen zu weinen. Jetzt flossen die Tränen nur so. Orobab setzte sich und begrüßte die Jaguare mit mehrmals von Seufzern unterbrochener Stimme. Als die Jaguare sahen, wie schlecht es Orobab offensichtlich ging, hatten sie Mitleid mit ihm und luden ihn ein, sich mit ans Feuer zu setzen.

Nun war sich Orobab des Versprechens bewusst, das er Palop gegeben hatte, ihm Feuer zu bringen. Folglich hielt er seinen Schwanz dicht ans Feuer. Die Jaguare traf der Schrecken. Sie konnten nur noch rufen: »Vorsicht, Onkel! Du steckst ja deinen Schwanz in Brand!«

Also rückte Orobab ein wenig vom Feuer ab. Als die Jaguare sich bald darauf wieder angeregt unterhielten und ihre Aufmerksamkeit für den Gast nachgelassen hatte, hielt dieser seinen langen Schwanz wieder in Richtung der Flammen. Aus dem ältesten Jaguar brach es hervor:

»So verbrennst du dir deinen Schwanz, Onkel Orobab! Du solltest dich in Acht nehmen!«

Nun war es ja gerade die Absicht des Vogels, das Feuer zu entwenden. Deshalb nahm er die Federn nur ganz wenig zurück; denn der Schwanz sollte ja Feuer fangen. Zudem versuchte er, die Jaguare abzulenken, und mischte sich in ihre Gespräche ein. Nach einer Weile zeigte er, gerissen wie er war, mit dem Flügel in Richtung des Waldes und fragte:

»Was ist denn das für ein langes, hässliches Tier, meine Freunde Jaguare? Da oben auf dem Baum!«

Als die Raubtiere, neugierig geworden, tatsächlich in die angedeutete Richtung schauten, ergriff Orobab sofort die Gelegenheit, und mit brennendem Schwanz schwang er sich in die Lüfte und verschwand im Gewirr der Bäume.

Als den Jaguaren klar wurde, dass sie hinters Licht geführt worden waren, hoben sie ein großes Geschrei an:

»Verdammt, dieser Orobab! Der ist doch nur gekommen, um uns mit seiner Gerissenheit das Feuer zu stehlen.«

Aber Orobab war schon über alle Berge, und die Jaguare konnten ihm mit ihren Drohungen nichts mehr anhaben. Völlig erschöpft und mit lichterloh brennendem Schwanz rastete er zunächst auf dem Ast eines Urucum-Orleanbaumes, dann ein zweites Mal auf einem Zweig eines Itoá und schließlich in der Krone eines Brasil-Baumes.

Seit der Zeit lässt sich aus dem Holz dieser drei Bäume Feuer gewinnen. Man muss nur Stücke des jeweiligen Holzes gegeneinander reiben. Der Grund dafür ist, dass sich Orobab mit seinem brennenden Schwanz auf den genannten Bäumen niedergelassen und ausgeruht hat. Seither verbirgt sich etwas von dem Feuer in ihnen, bis auf den heutigen Tag.

Darauf flog Orobab an den Ort, an dem sich Palop aufhielt, und sagte ihm:

»Hier bin ich, mein Vater. Ich habe ausgeführt, worum du mich gebeten hattest. Hier hast du loderndes Feuer.«

Und er entlud sämtliche Flammen, die er den Jaguaren gestohlen hatte, von seinem Schwanz. Es war ein stattlicher, lebendiger, strahlender Feuerschweif.

»Das hast du gut gemacht, mein Sohn. Hab Dank für den Dienst, den du deinen Brüdern und Schwestern geleistet hast. Ich werde das Feuer an alle anderen weitergeben, damit die einen sich daran wärmen und die anderen darauf ihre Speisen kochen können.«

So kam es, dass dank der Hochherzigkeit des Gottes Palop wie auch der Listigkeit des Vogels Orobab wir Menschen in den Besitz des Feuers gelangten. Mit seiner Hilfe können wir seither bis auf den heutigen Tag an langen Winterabenden unsere Häuser heizen und außerdem unsere Speisen, insbesondere die verschiedenen Fleischgerichte, kochen und braten. So schmecken sie viel besser als zuvor.



Land, das er gefunden hatte, wie warm es dort war und wie schnell dort die Pflanzen wachsen. Begeistert lauschte man seinen Worten, und viele Freunde wollten jetzt auch dieses Land kennenlernen. Gemeinsam bauten sie ein Schiff, und dann machten sie sich auf die Reise: der Fischer, seine Frau, seine Kinder und viele Freunde. Glücklicherweise erreichten sie ihr Ziel und beschlossen, dieses heiße Land nicht mehr zu verlassen ...

Wer dies nicht glaubt, sollte sich nach Rio de Janeiro, eine der schönsten Städte der Welt, begeben: In majestätischer Größe überragt dort der tote Vulcano, heute Tijuca-Gebirge genannt, die Stadt. Wenn man dann zur See von Rio nach Santos fährt, kann man in der Form des Tijuca-Gebirges den riesigen Körper eines liegenden Mannes erkennen.



III VON PFLANZEN UND TIEREN – FABELN, PARABELN UND MÄRCHEN

DIE GESCHICHTE VOM *BEIJU*

Vera Penteadó Coelho, eine bedeutende brasilianische Sprachforscherin, hielt sich mehrere Male im Xingu-Quellgebiet auf. Dort leben neben neun weiteren Stämmen auch die Waurás, die ihr diese Geschichte erzählten.



rüher war *beiju*, der Maniokfladen, nur einem Tier, dem Wildschwein bekannt.

Kwamuti, der Großvater von Sonne und Mond, machte eine Flöte für das Schwein. Als Gegenleistung gab es ihm jene Speise. Als die Sonne zu Kwamuti zu Besuch kam, sagte sie:

»Wie geht es, mein Großvater?« Dabei sah sie eine Ameise mit einem Stück Maniokfladen. So etwas kannte die Sonne noch nicht, aber es sah sehr appetitlich aus.

»Was ist das da? Zeigst du es mir?«, fragte sie den Großvater. Doch Kwamuti versteckte die Maniokpastete und wollte auch nicht erzählen, was es damit und mit der Flöte auf sich hatte. Da beschloss die Sonne, das Geheimnis zu enthüllen. Ihr Bruder, der Mond, sollte ihr dabei helfen.

Der Mond fing ein Gürteltierchen, ein ganz kleines, und schickte es zum Schwein. Es wurde freundlich empfangen

und mit *beiju* bewirtet, genauso wie das Vögelchen, das mit hereingeflogen war.

Die Sonne betete unterdessen.

Am Nachmittag, als alle Brennholz holen gingen, floh das Gürteltierchen und brachte der Sonne und dem Mond Stückchen vom *beiju*, damit sie kosten konnten.

Danach ging die Sonne zum Schweinedorf und tötete die Herren des *beiju*, nur ein Schwein nicht, das ein Kind im Bauch hatte.

Die Sonne nahm den Maniokfladen mit und gab ihn den Indianern. Und deshalb können die Indianer jetzt *beiju* essen.



JAGDABENTEUER

Die Jagd war für die Indianer von lebenswichtiger Bedeutung. Dabei kam es auch beim Stamm der Piaroas zu abenteuerlichen Begegnungen mit Raubtieren.

ines Tages machte sich der Indianer auf und ging jagen. Mehrere Tage streifte er durch den Wald, kehrte aber ohne Beute nach Hause zurück.

Am nächsten Tag zogen zwei Indianer, zwei Schwager, los. Sie nahmen sogar einen Hund mit und hatten einen Stock in der Hand. Plötzlich brach ein heftiger Regen über sie herein, es regnete drei Tage lang ohne Unterlass. Die Jäger kamen an einen Bach, einer von ihnen stieß am Ufer auf eine Höhle, die voller Fledermäuse war. Die Schwager suchten dort Unterschlupf.

Der eine sagte: »Hier wird es auch ein Riesengürteltier geben!« Sein Schwager ging ins Innere der Höhle, mit einem Haumesser in der Hand. Der andere Indianer folgte ihm. Sie gingen lange Zeit und glaubten schon, am Ende der Höhle angelangt zu sein.

Plötzlich schreckten sie einen Jaguar auf. Das Tier rannte an ihnen vorbei.

Der vorangehende Indianer erschrak sehr. Sein Schwager sagte: »Warum hast du nicht aufgepasst? Warum hast du das Haumesser nicht gebraucht?«

»Das Messer in meiner Hand ist erschrocken«, antwortete

der andere, obwohl er wusste, dass er das Messer in der Hand hielt, um den Jaguar zu töten.

Der Jaguar rannte davon. Ein Indianer folgte ihm: »Jaguar, Jaguar, du bist so groß, dass ich vor dir erschrak! Du hast mich erschreckt, und doch bist du davongerannt! Geh nur, es ist besser, wenn du deiner Wege ziehst.«

Dann rief er seinen Schwager, und sie kehrten heim, ohne Beute.



MALAZARTE KOMMT IN DEN HIMMEL

Dies ist eine von vielen Malazarte-Schwänken, die sich die Weißen in Brasilien (und ganz Südamerika) erzählen. Pedro Malazarte hat übrigens eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Till Eulenspiegel.



Als Malazarte gestorben war und vor dem Himmel ankam, sagte er zu Sankt Peter, dass er eintreten wolle.

Der heilige Torwächter erwiderte: »Du bist verrückt! Wie hast du noch den Mut, in den Himmel eintreten zu wollen, nachdem du so viel angestellt hast dort unten in der Welt?«

»Ich will, Sankt Peter, denn der Himmel ist für die Bußfertigen da, und alles, was geschieht, geschieht durch den Willen Gottes.«

»Aber dein Name steht nicht im Buch der Gerechten, und deswegen trittst du nicht ein!«

»Aber dann wünsche ich mit dem Ewigen Vater zu sprechen.« Sankt Peter ärgerte sich über diesen Vorschlag und sagte: »Nein, damit du mit Unserem Herrn sprechen kannst, musst du in den Himmel eintreten, und wer in den Himmel hineinkommt, kann nicht mehr hinaus.«

Malazarte fing an zu jammern und bat, der Heilige möge ihn wenigstens in den Himmel hineinspähen lassen, nur durch den Türspalt, damit er eine Vorstellung davon

bekomme, was der Himmel sei und beklagen könne, was er wegen seiner bösen Taten (*más artes* = Malazarte!) verloren habe.

Der schon verstimmte Sankt Peter öffnete die Tür einen Spalt, und Pedro steckte den Kopf hindurch. Aber plötzlich rief er: »Schau, Sankt Peter, da kommt Unser Herr, um mit mir zu sprechen. Habe ich es dir nicht gesagt?«

Sankt Peter wandte sich mit aller im Himmel üblichen Ehrfurcht um, um dem Ewigen Vater, von dem er annahm, er käme vorbei, seine Ehrerbietung zu erweisen.

Und da sprang Pedro Malazarte in den Himmel hinein!

Der Heilige sah, dass er betrogen worden war. Er wollte Malazarte an die Luft setzen, aber dieser widersetzte sich:

»Jetzt ist es zu spät! Sankt Peter, erinnert Euch, dass Ihr mir sagtet, niemand, der erst einmal in den Himmel hineingekommen sei, könne mehr hinaus. Es ist die Ewigkeit!«

Und Sankt Peter sah keine andere Möglichkeit, als Malazarte dort weilen zu lassen ...



SCHILDKRÖTE UND BEUTELRATTE

Wie auch in dieser Geschichte haben die Indianer viele ihrer Probleme (Neid, Eifersucht, Besitz usw.) immer wieder in Tierfabeln erzählt.

Die Schildkröte spielte Flöte. Die Beutelratte hörte es, näherte sich und sagte: »Borg mir deine Flöte!« Die Schildkröte antwortete: »Ich verleihe meine Flöte nicht. Du willst mit ihr fortlaufen.«

»Dann spiele, damit wir es hören!«

Die Schildkröte spielte. Da sprach die Beutelratte: »Wie bist du schön, Schildkröte, wenn du so auf der Flöte spielst. Borg sie mir nur einen Augenblick!«

»Nimm sie«, sagte die Schildkröte, »aber lauf nicht fort damit, denn sonst werf ich dir Pech in den Rücken!«

Die Beutelratte ergriff die Flöte und spielte. Das gefiel ihr, und da lief sie mit der Flöte davon.

Die Schildkröte wollte ihr nach, aber als sie sah, dass sie nicht schnell laufen konnte, blieb sie stehen und sann auf Rache. »Warte nur, Beutelratte«, sagte sie, »bald wirst du mir's bezahlen!« Mit diesen Worten ging sie in den Wald und fällte einen Baum, in welchem Bienen hausten. Sie nahm den Honig heraus, bestrich sich damit den Hintern, vergrub den Kopf in den Boden und wartete.

Bald kam die Beutelratte, sah den Honig glänzen, hielt ihn für Wasser und trat hinzu. »Dieses Wasser glänzt aber

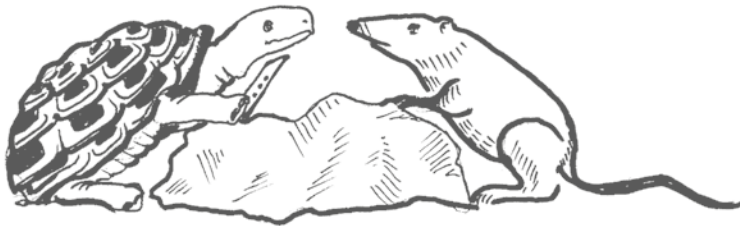
sehr«, sagte sie. Dann tupfte sie darauf, leckte den Finger ab und rief verwundert aus: »Hihi, das ist ja Honig!«

»Ach was, Honig«, bemerkte eine andere Beutelratte, »das ist doch der Hintern der Schildkröte!«

Da die Sache sehr appetitlich aussah, steckte die Beutelratte die Zunge hinein. Die Schildkröte kniff den After zusammen und hielt die Zunge fest. Die Beutelratte begann zu schreien. Nun aber erklärte ihr die andere Beutelratte: »Was hab ich dir gesagt? Hab ich dir nicht gesagt, das sei der Hintern der Schildkröte? Und du hast behauptet, es sei Honig!«

Die Schildkröte bemerkte ihrerseits: »Und habe ich dir nicht gesagt, dass du mir's bezahlen wirst?« Dann fragte sie: »Wo ist meine Flöte?«

Da musste die Beutelratte die Flöte zurückgeben.



WASSERMELONE UND WEICHE KOKOSNUSS

Dieses Märchen wurde von den aus Afrika stammenden Schwarzen erzählt. Es stammt vermutlich aber ursprünglich aus Europa.



Es war einmal ein Mann, der ein Mädchen sehr gern hatte und es heiraten wollte.

Eines Tages wurde er zum Krieg eingezogen, und er sagte zu ihr, dass es sich nicht mit einem anderen verheiraten solle, bis er zurückkehre und es dann heiraten werde. Damit einer dem anderen Glauben schenke, nannte er das Mädchen »Melancia« (»Wassermelone«), und das Mädchen nannte ihn »Côco mole« (»weiche Kokosnuss«).

Eines Tages verabschiedeten sie sich unter vielen Tränen voneinander, und er zog in den Krieg.

Jeden Tag wurde dem Mädchen ein Heiratsantrag gemacht, doch es wollte nicht, in Gedanken an seinen Liebsten.

Nachdem einige Jahre vergangen waren und das Mädchen eines Tages wieder ein Heiratsangebot erhielt, bestimmte der Vater, dass sie es anzunehmen habe. Sie tat dem Vater den Gefallen; doch als der Tag der Hochzeit herankam, kehrte ihr Liebster aus dem Krieg zurück, forschte alsbald nach dem Mädchen und erfuhr, dass es sich am gleichen Tag verheiraten werde.

Der Bursche war sehr traurig und wollte nicht essen. Ein Caboclo, sein Diener, fragte ihn, warum er so traurig sei. Nachdem er die Geschichte erfahren hatte, sagte er:

»Das macht nichts, Herr. Überlasst alles mir!«

Im Hintergrund des Gartens, der zu dem Haus des Mädchens gehörte, befand sich ein Baum, zu dem das Mädchen sich zu begeben pflegte, um mit seinem alten Liebsten zu plaudern.

Der Caboclo bedeutete dem Herrn, er solle zum Baum gehen und sich darunterstellen, und er garantiere ihm, dass das Mädchen auch dorthin gehen werde. Der Herr tat, was der Caboclo ihm empfohlen hatte, und dieser begab sich zum Haus der Braut. Als er dort ankam, traf er schon viele geladene Gäste vor sowie den Bräutigam und die Braut, die sich schon bereithielten. Es fehlte nur noch der Priester, um sie zu trauen. Der Caboclo bat um die Erlaubnis, einen Trinkspruch auf die Braut auszubringen, näherte sich ihr und sagte:

»Ich komme von weit her,
erschöpft von so viel Krieg,
Melancia, Côco mole
ist an diesem Ort angelangt.«

Alle klatschten in die Hände und sagten:

»Bravo! Caboclo, noch einen Trinkspruch!«
Der Caboclo entgegnete:

»Es gibt kein Getränk
so gut wie der *alua* (›Most‹):
Melancia, Côco mole
erwartet Euch an der Stelle.«

Alle brüllten:

»Sehr gut! Caboclo! ... Noch einen Trinkspruch!«
So angefeuert, fuhr der Caboclo fort:

»Mädchen, das Ihr so hübsch seid,
Ihr erinnert Euch des Vergangenen nicht:
Melancia, Côco mole
richtet Euch eine Bestellung aus.«

Da stand das Mädchen auf und sagte, sie gehe Wasser trinken. Sie ging ganz, ganz leise durch die Gartenpforte und direkt auf den Baum zu, wo sie mit ihrem ehemaligen Liebsten zu plaudern pflegte. Als sie dort ankam, traf sie ihn und zugleich einen Priester, der sich dort – wie verabredet – schon eingefunden hatte, um sie zu trauen.



IV
ALTES UND MODERNES BRASILIEN –
GESCHICHTEN VON EINST UND JETZT

DER SCHÜCHTERNE DRACHE

Ein modernes Märchen, in dem Miguelito, der nichtsnutzige Sohn eines brasilianischen Kautschuksammlers, mithilfe des allerletzten Drachen eine echte Prinzessin zur Frau gewinnen will.



In den unerforschten, undurchdringlichen Urwäldern Brasiliens hatte sich das letzte Paar der Drachen verborgen.

Da sie sich nicht in die von Menschen bewohnten Gegenden vorwagten, der ewig grüne Urwald ihnen aber ziemlich langweilig wurde, fiel ihnen nichts Besseres ein, als miteinander zu zanken und sich zu raufen. Es gehörte schließlich zu ihren täglichen Gepflogenheiten, dass sie sich gegenseitig durch böse Worte reizten, schließlich aufeinander losstürzten und sich kratzten und bisen. Nur abends, wenn es dunkel wurde und sie sowieso nichts mehr sehen konnten, waren sie nett zueinander, weil sie sich sonst zu alleine auf der Welt fühlten. Nun geschah es, dass die Drachenfrau ein Kind geboren hatte. Der Vater fand das Kleine nicht schön genug, ein Wort gab das andere, und schon war der schönste Streit da. Die

gekränkte Mutter stürzte sich auf den alten Drachen, und diesmal kühlten auch die tiefsten Wunden die Wut nicht. Sie stritten so lange miteinander, bis beide Tiere völlig erschöpft zu Boden sanken. Und da niemand da war, der ihnen helfen konnte, verbluteten die beiden streitsüchtigen Tiere, noch ehe der Morgen graute.

Ganz allein auf der Welt blieb der neugeborene Drache zurück. Aber da Drachen Zaubertiere sind, gelang es dem Kleinen, am Leben zu bleiben. Er trank vom Wasser des nahen Flusses und nährte sich vom Grase, das im Überfluss an den Ufern sprießte.

Er wuchs und wuchs und war in einem Jahr so groß geworden, wie es selbst für die Familie der Fabelwesen ungewöhnlich ist. Aber davon wusste der kleine Drache nichts. Er erinnerte sich nicht mehr an seine Eltern, und sonst gab es ja niemanden mehr auf der großen weiten Welt von seiner Rasse. So wusste auch unser Drache nichts von seinen ungewöhnlichen Körperkräften, vom Feuerspeien und all den Künsten, mit denen seine Vorfahren Schrecken und Verwüstungen verbreiteten, wohin sie kamen.

Im Gegenteil: Unser Drache fühlte sich furchtbar einsam und verlassen. Niemand wollte mit ihm spielen, niemanden gab es, der ihm ähnlich war, und so beschloss er, den Urwald zu verlassen und sich die Welt anzusehen.

Er kam in eine Gegend, die zwar nicht von Menschen bewohnt war, aber ab und an aufgesucht wurde, weil es hier ganz herrliche Früchte gab.

Diese Früchte entdeckte auch unser Drache, und sie schmeckten ihm ausgezeichnet. »Das wird's wohl sein, was Drachen essen«, dachte er. »Ich brauche ja nur den Hals zu recken und erreiche jeden Ast.«

Eines Tages jedoch beobachtete der Drache einen Puma, der, ohne den Drachen zu bemerken, im Gebüsch gemächlich ein Lamm verzehrte, das er aus einem Gehöft geraubt hatte. Der Puma leckte sich die Schnauze, schnurrte befriedigt, und der Drache merkte wohl, die Mahlzeit hatte ihm gemundet.

»Vielleicht würde das auch Drachen schmecken«, dachte er, »ich will auch nach so einer Sache suchen.«

Und er durchstreifte den Wald, fand aber natürlich nirgendwo ein totes Lamm. Nur einen großen Stein sah er, der zufällig einem aufgebrochenen Schafe ähnelte, auch von roter Farbe war, als sei es Blut.

»Ha«, dachte der Drache, stürzte sich auf den Stein und biss voll Begierde hinein. Er schnappte zu nach Drachenart, nicht gerade sanft. Es schmeckte jedoch gar nicht gut, nur mehrere seiner starken Zähne brachen dabei aus.

»Ach, was bin ich doch für ein unglückliches, schwaches Geschöpf!«, jammerte der Drache mit blutendem Maul. »Ein kleines Tier, viel schwächer doch als ich, erschien es mir, hat mit Genuss diese Mahlzeit verzehrt, und ich kann es nicht, sondern muss Früchte und Gras essen.«

So wanderte der Drache traurig weiter.

Eines Tages sah er, wie ein Affe im Baum seine Kletterkunststücke machte.

»Wie lustig das ist!«, dachte der Drache. »Es ist mir noch nie in den Sinn gekommen, mich auf solche Weise zu vergnügen. Das muss ich versuchen, denn was so ein kleiner Affe kann, kann ich auch!«

Und ohne sich zu besinnen, kletterte er auf einen dicken Baum und hängte sich an einem Ast auf. Nun versuchte er, es dem Affen nachzumachen und auf einen anderen Ast zu springen. Aber natürlich war er viel zu ungelenk und zu groß dazu. Mit lautem Getöse stürzte er aus dem Gezweig, zerbrach die Äste und landete höchst unsanft auf dem Boden. Aufgeschreckt floh das übrige Getier, die Affen kreischend voran.

»Ach, ich Unglücklicher«, jammerte der Drache und befühlte die Schrammen und Kratzer an seiner Haut, »nicht mal spielen kann ich. Es ist hoffnungslos. Zu nichts bin ich imstande.«

Betrübt schlich er weiter.

Da sah er einen Vogel lieblich zwitschernd durch die Luft schwirren. Er schlug mit den Flügeln, wiegte sich im Winde. Da stürzte sich plötzlich ein Raubvogel herab, pfeilgeschwind ergriff er den armen Singvogel und schoss mit seiner Beute davon.

»Das hatte ich ja ganz vergessen«, sagte sich vergnügt der Drache, »ich habe ja auch Flügel! Wenn jetzt so ein kleiner Vogel vorbeischwirrt, wird es mir ein leichtes sein, ihn zu fangen und zu probieren, wie er mundet.«

Nicht lange brauchte er zu warten, da nahte ein leuchtend bunter Vogel.

Der Drache öffnete seine gewaltigen Flügel, hob sich vom Erdboden und flatterte schwerfällig hinter dem Vogel her. Der, als er des Verfolgers gewahr wurde, machte eine scharfe Kehre und jagte in ein Gebüsch.

Der Drache hatte sich bisher nicht im Fliegen geübt. Als er nun versuchte, ebenfalls zu wenden und dem Vogel weiter zu folgen, verstrickten sich seine Flügel ineinander, und er stürzte hoch aus der Luft hinab auf die Felsen.

Das war ein schmerzhafter Fall. Er verlor dabei die ihm noch verbliebenen Zähne, verstauchte sich einen Fuß und humpelte völlig verzweifelt in den Urwald zurück.

Nun wollte er niemanden mehr sehen, glaubte sich so schwach und unfähig, dass er vor jeder Fliege Angst bekam.

Damals lebte aber in einer Hütte am Rande des Dschungels eine Familie. Es waren arme Leute, Caboclos, wie man sie in Brasilien nennt. Kautschuksammler, Jäger und Waldläufer, verwegen und abenteuerlustig. Das heißt, dies alles war nur der Vater, nicht aber Miguelito, der Sohn. Der war ein fröhlicher Hans Dampf, der bei keinem Fest fehlte und allerlei brotlose Künste vollendet beherrschte, aber zu keiner ernsthaften Arbeit zu haben war. Die Eltern setzten ihm immer wieder mit Vorwürfen und Klagen zu, sodass es Miguelito schließlich zu dumm wurde und er eines Nachts die Hütte verließ, um nie mehr nach Hause zurückzukehren. Er ließ sich von einem Wege fortführen, da er gar nicht wusste, wohin er sollte. »Der wird schon irgendwohin gehen«, dachte der Bursche.

Und in der Tat, der Weg führte durch den Urwald, und ganz unerwartet stand Miguelito plötzlich im hellen Mondschein des Pfades unserm schüchternen Drachen gegenüber.

Nun war Miguelito keineswegs ein Feigling, aber einen lebendigen Drachen hatte er noch niemals gesehen. Seine Zähne klapperten und seine Glieder schlotterten vor Angst. Doch Bruder Leichtfuß, der er war, fasste seine fünf Sinne bald zusammen und entdeckte, dass dieser Drache offenbar ein seltsames Geschöpf war, der ebenso viel Angst vor ihm hatte, wie er vor dem Tier. Denn der Drache ließ scheu seine Augen wandern, duckte sich flach auf den Boden und benahm sich wie einer, der beim nächsten unbewachten Augenblick in die Büsche verschwinden will.

Miguelito war zwar faul, aber nicht dumm.

»Hier ist deine Gelegenheit, gleich am Anfang der Reise«, dachte er. Er griff nach einem Ast und schwang ihn drohend gegen den Drachen. Dem stürzten die Tränen aus den schreckenerregenden Augen. Mit weinerlicher Stimme rief er:

»Oh bitte, bitte, lass mich in Ruhe und tu mir nichts zuleide! Ich bin nur ein armer, schwacher Drache, der dir nichts tun will. Wirf bitte den grässlichen Ast weg und schlag mich nicht.«

Der Bursche begann zu lachen. Er hatte sich Drachen anders vorgestellt, nach dem was man ihm erzählt hatte. Forschend betrachtete er das riesige Tier. Kräfte musste

der haben! Die wollte er sich zunutze machen! »Wo kommst du denn her?«, fragte er den Drachen. Nachdem Miguelito den Stock weggeworfen, wurde der Drache zu- traulicher. Noch niemand hatte ihn so freundlich gefragt. Er erzählte dem Burschen, was ihm widerfahren war und wie er bisher gelebt, dass er vor allem und jedem Angst habe und ein schwaches, unglückliches Geschöpf sei.

Wieder verbiss sich Miguelito das Lachen, sagte aber ganz ernsthaft:

»Wenn du willst, kann ich mich deiner annehmen. Ich bin nämlich ganz ungewöhnlich stark, und alle haben Angst vor mir. Ich könnte dafür sorgen, dass dir niemand etwas zuleide tut, und würde dir alle wohlschmeckende Nahrung besorgen, die du dir nur wünschen kannst. Um was ich dich als Gegenleistung bitte, ist nichts Schwieriges. Ich möchte nur auf deinem Rücken durch die Luft reiten, und du fliegst dahin, wohin ich es wünsche.«

Der Drache dachte eine Weile zaudernd nach. Hoffent- lich würde dieser fremde Mensch ihn in keine Gefahr füh- ren. Sonst war ja alles schön und gut und recht verlockend.

Da er aber des trüben Lebens im Urwald gründlich leid war, willigte er ein.

»Gut, ich will dein Reittier sein. Aber pass ja gut auf, dass mir niemand etwas tut.«

Miguelito versprach das und bestieg den breiten Rü- cken des Drachen. Er suchte sich einen einigermaßen bequemen Platz zwischen den harten Schuppen. Dann schlug der Drache mit den Flügeln, und los ging die Reise.

Wahrhaftig, das ging schneller als zu Fuß, und zu sehen bekam Miguelito mehr als alle Menschen zusammen, die er bisher gekannt hatte.

Eines Tages flog Miguelito auf dem Drachen über die schimmernden Dächer einer großen Stadt, hübsch hoch in den Wolken flogen sie, denn der Drache hatte Angst, zu tief hinunterzusteigen. Miguelito aber fühlte Sehnsucht nach den Menschen, er sah viele lustige Fahnen wehen und befahl dem Drachen:

»Lande da auf dem Feld, ich will die Stadt besuchen.«

Der Drache versteckte sich voll Angst in einer Felsen- höhle und flehte seinen Herrn an, ihn nicht zu lange war- ten zu lassen. Miguelito strebte dem Stadttor zu. Auf der Straße schon kamen ihm Gruppen von aufgeregten Men- schen entgegen. Er hielt sie an und fragte, was los sei.

»Wo bin ich, wie heißt diese Stadt und was ist los, dass ihr alle so aufgeregter seid?«

»Was, Ihr wisst nicht, was hier geschieht?«, sagte der Mann erstaunt und betrachtete Miguelito von oben bis unten. Als er merkte, dass er einen Landfremden vor sich hatte, erklärte er bereitwillig alles. »Die Stadt heißt Luci- landa und ist weithin berühmt für ihren Reichtum und ihre Pracht. Nun starb vor ein paar Tagen unser König und Herr. Seine Tochter, die Prinzessin Casilda, kann aber nur die Thronfolge antreten, wenn sie sich schnell- tens verheiratet.« »Na, das ist doch kein Grund, sich auf- zuregen! Oder passt euch der Erwählte eurer Prinzessin nicht?«, fragte Miguelito erstaunt. »Das ist es ja eben«,

rief aufgeregt der Mann, »sie kann sich zu keinem Gemahl entschließen. Unsere Prinzessin ist zwar sehr schön, aber auch sehr verwöhnt und anspruchsvoll. Nun hat sie sich in den Kopf gesetzt, nur den zu heiraten, der ihr drei schwere Aufgaben erfüllt. Sie will nur den Tapfersten von der Welt ehelichen.«

»So«, erkundigte sich Miguelito eifrig, dem die Idee durch den Sinn schoss, es sei vielleicht nicht übel, König zu werden, »kann sich jedermann zu diesen Aufgaben melden oder gilt es nur für die Vornehmen?« »Oh nein«, entgegnete der freundliche Bürger, »die Vornehmen unseres Landes sind schon alle enthauptet. Denn wer die Aufgaben nicht lösen kann, verliert den Kopf. Der Prinzessin ist es gleichgültig, welchen Standes der Tapferste aller Männer ist.«

»Vielen Dank auch für die Auskunft«, sagte Miguelito und ließ den Mann stehen. Er hatte es plötzlich sehr eilig, zu seinem Reittier zurückzukommen. Das empfing ihn, wie ein treuer Hund seinen Herrn erwartet. Miguelito befahl dem Drachen, im Park des Schlosses zu landen.

»Hab keine Angst, niemand wird dir was tun, denn ich werde dich die ganze Zeit vom Fenster aus beobachten. Es ist nämlich sehr wichtig, dass ich die Prinzessin spreche«, beruhigte der Bursche das ängstliche Tier.

Der Drache blieb vor dem Schloss auf dem Rasen stehen, senkte den Kopf, drückte sich auf den Boden, denn es war ihm höchst unheimlich, dass hinter dem großen Gitter so viele Leute standen und ihn anstarrten, und

bald merkte er, dass aus jedem der über 100 Fenster des Schlosses Augenpaare auf ihn herabblickten, sodass er gar nicht wusste, welche davon seinem Herrn Miguelito gehörten. Denn es hatte sich in Windeseile herumgesprochen, dass ein Jüngling mit einem Drachen angelangt sei und um die Prinzessin freie.

Das tat denn Miguelito auch sogleich. Die Prinzessin schaute hochmütig auf seine ärmliche Kleidung, sein junges Gesicht und sagte kurz:

»Gut, versuch dein Glück, du Milchbart. Hol mir aus dem Hause der bösesten aller Hexen den Ring meines Vaters, den sie ihm gestohlen hat. Morgen früh will ich den Ring hier haben.«

Damit kehrte sie ihm den Rücken und verließ den Saal.

»Na warte«, dachte Miguelito, »wenn du erst meine Frau bist!«

Er pfiff sich eins und kehrte zu dem zitternden Drachen zurück. Beruhigend klopfte er ihm die Rückenschuppen.

»Keine Angst, kleiner Freund, ich bin schon wieder da. Du musst mir helfen, ich hab da eine kleine Arbeit für dich.«

»Bloß weg von hier, ich bitte dich«, flehte der Drache.

»Bah, was willst du? Die Leute haben ja nur auf mich gewartet. Du bist ihnen ganz uninteressant. Sie haben wahrscheinlich noch nie einen so starken und mutigen Mann gesehen, wie ich einer bin. Den findet man nicht alle Tage.«

Und Miguelito winkte der murmelnden Menge zu, die entsetzt floh, als der Drache seine Flügel öffnete und mit

surrendem Getöse sich in die Lüfte hob. Miguelito hieß den Drachen das ganze Land überfliegen. Er hatte keine Ahnung, wo sich die Wohnung der Hexe befand, das hatte ihm die Prinzessin Casilda nämlich nicht gesagt.

Aber endlich, in einsamer wilder Gebirgsgegend, sah Miguelito gelben Rauch, in dem allerhand Nebelgestalten tanzten, wie sie aus Hexenöfen aufsteigen. Da war wohl die Hütte der Hexe! »Lieber Drache«, sagte jetzt Miguelito, »ich habe dich wirklich sehr gern und will dir eine große Ehre erweisen. Ich habe eine schwere Aufgabe vor mir. Das heißt, für mich ist sie eben nicht schwer. Wenn ich einmal ordentlich puste, fliegt die ganze Hütte dort unter uns den Abhang hinunter. Aber du darfst mir helfen. Stoß doch einmal mit den Flügeln an das Dach. Das hat zwar keine Bedeutung, ist aber ganz lustig und macht einen guten Effekt.«

»Tue ich mir aber auch nicht weh dabei?«, fragte ängstlich der Drache.

»I wo«, beruhigte ihn Miguelito. »Die Hütte ist ja nur aus Brettern.« Also flog der Drache über den Berg, senkte sich tief hinab auf das Hüttendach. Miguelito blies die Backen auf und tat, als strenge er sich gewaltig an. Der Drache stieß mit seinen Schuppenflügeln leicht gegen das Dach des Hexenhauses, da flog schon das Dach samt einem guten Stück der Mauer holterdiepolter den Berg hinunter, und der Drache hatte nichts gespürt.

Die Hexe saß an ihrem Tisch, die Ellenbogen aufgestützt, und löffelte ihre Suppe.

»Wer stört mich beim Essen, macht die Tür zu!«, krächzte sie.

Da merkte sie, dass sie kein Dach mehr über dem Kopf hatte. Wütend fuhr sie zur Tür hinaus. Als sie aber den gewaltigen, grünblauen Drachen erblickte, der über ihrer Wohnung kreiste, vergaß sie vor Schreck all ihre Hexenkünste und rannte, die Röcke über den Kopf geschlagen, hinter ihrem Dach her, den Abhang hinunter.

Miguelito, nicht müßig, stieg schnell vom Drachen und durchsuchte die ganze Hütte, fand auch bald inmitten allerlei Teufelskrams einen goldenen Ring, der nur einem König gehören konnte.

Befriedigt bestieg er sein Reittier und sagte:

»Siehst du, wie selbst die Hexen vor mir davonrennen.«

Demütig bewundernd sah ihn der Drache an.

Sehr erstaunt war die Prinzessin, als Miguelito ihr am nächsten Morgen den verlorenen Ring überreichte. Weniger hochmütig berichtete sie von der neuen Aufgabe.

»Vor dem nördlichen Tore meiner Stadt stehen 100 riesige Bäume, die bisher kein Mensch hat fällen können. Sie stören mich da. Schlag sie nieder in einer Nacht.«

Sie lächelte diesmal Miguelito freundlich zu, ehe sie den Saal verließ, und er dachte: »Wenn du erst meine Frau bist!«

Zu seinem Drachen zurückgekehrt, sprach Miguelito:

»Sieh mal, dort hinter der Stadt stehen ein paar Bäumchen. Ich soll sie ausreißen. Das ist eine Kleinigkeit. Ich möchte dich nur um den Gefallen bitten, sie mit einem

Seil so zu ziehen, dass sie richtig in eine Reihe fallen.« Der Drache jammerte: »Ich kann ja gar nicht helfen. Die Bäume sind viel zu dick für mich, und wenn nun einer auf mich fällt, tut es mir weh, vielleicht erschlägt er mich gar!« »Unsinn«, sagte Miguelito, »das mache alles ich, darum brauchst du dich nicht zu sorgen.«

Der Drache beruhigte sich, ließ sich lammfromm das Seil um den Schwanz schlingen, machte einen kleinen Schritt vorwärts und schon lag der Baum, an den Miguelito nur seine Hände gelegt hatte, sodass es aussah, er habe ihn mit seiner Kraft umgestoßen.

Bewundernd schüttelte der Drache sein furchterregendes Haupt. In weniger als einer Stunde waren alle 100 Bäume am Boden.

Als die Prinzessin Casilda das hörte, reichte sie Miguelito huldreich die Hand zum Kusse. Der war vor Liebe ganz von Sinnen und drängte kampfesmutig nach der dritten und letzten Aufgabe.

»Nur Geduld, mein Freund«, sagte die Prinzessin, die freudig ihr Herz klopfen fühlte vor so viel Heldenmut und Kraft.

»Am äußersten Ende meines Königreiches gibt es einen Wald voll wilder Tiere. Die Bewohner jener Provinz klagen dauernd, sie könnten ihre Felder nicht mehr bestellen, ihre Herden nicht mehr zusammenhalten, weil es zu viele Löwen und Tiger dort gäbe, sodass sie sie nicht erlegen könnten.

Sehr weit fort von hier allerdings liegt der Wald, du

musst dich beeilen. Ich gebe dir zwei Tage Zeit als besondere Gunst. Dann müssen alle Raubtiere fort sein.«

»Wird besorgt, schöne Prinzessin«, versicherte Miguelito, verbeugte sich und eilte aus dem Saale.

Er geleitete den Drachen in wenigen Minuten bis zum äußersten Ende des Königreiches, und es war nicht schwer, den Wald voller Raubtiere zu finden.

»Die werde ich alle verjagen«, prahlte Miguelito. »Wenn die mich nur sehen, bekommen sie solche Angst, dass sie niemals wiederkommen werden. Pass auf.«

»Musst du auf mir über den Wald fliegen?«, zitterte der Drache. »Ich habe Raubtiere nicht gern, und wenn es so viele sind, wer weiß, vielleicht stürzen sie sich auf mich ...«

»Dazu werden sie gar nicht mehr kommen. Ich brauche nur in die Hände zu klatschen, und du wirst sehen, keine Angst«, beruhigte der Bursche den schüchternen Drachen.

Und so geschah es auch. Langsam und niedrig überflog der Drache mehrere Male den Wald, während sich Miguelito hinabbog und dauernd in die Hände klatschte, was natürlich niemand hören konnte, da der Drache solchen Lärm beim Fliegen machte, dass alle Raubtiere bald herausgefunden hatten, was da über ihr Gebiet zog. Drachen hatten sie noch nie gesehen, und panischer Schrecken ergriff die Löwen, die Leoparden, die Tiger, Pumas, Schlangen und was sonst dort noch lebte.

In langen Zügen flohen sie aus dem Wald und suchten eine Stätte, wo sie solche Schrecken nicht erleben konnten.

Höchst erstaunt hörte die Prinzessin am nächsten Tage,

dass Miguelito heil und gesund schon zurück sei und behaupte, den Wald von Raubtieren gesäubert zu haben.

Die Prinzessin Casilda sandte drei Regimenter Artillerie mit Kanonen und Gewehren in den gefährlichen Wald. Sie durchsuchten den Wald und konnten kein wildes Tier mehr entdecken.

Nun war die Freude groß im ganzen Königreich. Die Hauptstadt schmückte sich zum Hochzeitsfeste. Lärm und Jubel überall.

Die Prinzessin Casilda war sehr zufrieden mit ihrem tapferen Helden Miguelito. Der ließ als Erstes einen Teil des Parkes einzäunen für den Drachen, dem der viele Trubel gräulich war.

Dort lebte nun fortan der Drache froh und zufrieden, glücklich, wenn sein Herr ihn streichelte, und fest davon überzeugt, dass nur Miguelito imstande sei, ihm die rechte Nahrung zu verschaffen. Damit er nicht zu fett werde, holten ihn König Miguelito und Königin Casilda manchmal aus seinem Gehege heraus und benutzten ihn als Reittier. Jedenfalls eine ebenso königliche Fahrgelegenheit wie eine goldene Kutsche mit feurigen Rossen, denn Casilda

hatte ein Paar prächtige Samtsessel verfertigen lassen, auf denen das königliche Paar so bequem auf dem schuppigen Rücken ruhte, wie es ihnen keine Kutsche auf holprigen Wegen hätte bieten können.



VOM SPRUNG INS KALTE WASSER

In vielen seiner Geschichten versucht der brasilianische Autor Paulo Coelho den Menschen zu helfen, besser mit den Schwierigkeiten des Lebens zurechtzukommen.



Als der Wanderer zehn Jahre alt war, bestand seine Mutter darauf, dass er Sportunterricht nahm. Eine Übung bestand darin, von einer Brücke ins Wasser zu springen. Er kam fast um vor Angst, stellte sich ganz hinten in die Reihe und litt mit jedem Jungen, der vor ihm sprang, denn bald würde der Augenblick kommen, in dem er selbst springen musste. Eines Tages zwang ihn der Lehrer, der seine Angst bemerkte, als Erster zu springen. Er hatte zwar genauso viel Angst, aber sie war so schnell vorbei, dass er nun mutig wurde.

Der Meister sagt:

»Häufig müssen wir auf den richtigen Augenblick warten. Manchmal aber müssen wir sofort handeln und ins kalte Wasser springen. In solchen Fällen ist Aufschieben das Allerschlimmste.«

GLOSSAR

AASGEIER

Bezeichnung für verschiedene Greifvögel, die vorwiegend tote Tiere fressen.

ALLIGATOR

Ein Reptil, das zu den Krokodilen gehört. Der Alligator lebt vor allem in Sumpfgeländen, in Brasilien im Amazonas-Dschungel – *siehe auch Krokodil*.

AMAZONAS

Der mehrere Kilometer breite Amazonas ist der wasserreichste Fluss der Erde. Er kann die angrenzenden bewaldeten Flächen bis auf eine Breite von bis zu 60 Kilometern überschwemmen. Südlich des Äquators durchquert er den tropischen Regenwald und mündet in den Atlantik. In zwei Hauptarmen durchströmt er die Inselwelt des fast 200 Kilometer breiten Mündungsbereichs, das sogenannte Amazonas-Becken.

ATIBAIA

Eine Stadt im brasilianischen Bundesstaat São Paulo. Der Name ist von der indigenen Sprache Tupí abgeleitet und bedeutet ›gesundes Wasser‹. Berühmt ist die Stadt für ihre Erdbeerplantagen.

BAHIA

Der brasilianische Bundesstaat ist mit 567.295 Quadratkilometern ungefähr so groß wie Frankreich. Er liegt im nördlichen Teil des Berg- und Tafellandes an der Küste. Im 17. Jahrhundert wurde die Region zunächst von den Engländern, dann von den Franzosen erobert, die jedoch kurze Zeit später von Portugiesen vertrieben wurden.

BATATE

Süßkartoffel. Die Knollen gehen aus den Seitenwurzeln hervor. Sie können unterschiedliche Formen haben. Nicht nur in Brasilien, sondern auch in China, in Europa vor allem in Spanien und Portugal, ist die Pflanze verbreitet.

BAUMWOLLE

Die Pflanze wächst als Busch oder kleiner Baum in den Tropen und Subtropen. Aus den Blüten entwickelt sich die Baumwollfrucht. Wenn sie reif ist, springt die Kapsel auf und weiße Watte quillt heraus: die stark behaarten Samenkörner der Baumwolle. An jedem Samenkorn haften die Baumwollfasern, aus denen Stoffe hergestellt werden, sehr fest.

BEBETO

Der brasilianische Fußballstar heißt mit vollem Namen José Roberto Gama de Oliveira und wurde 1964 in Salvador da Bahia geboren.

BEIJU

Ein kleiner Kuchen aus Maniok- oder Tapiocamehl. Er wurde bereits von den Ureinwohnern gebacken und ist besonders im Norden Brasiliens sehr beliebt.

BEUTELRATTE

Die 8 bis 50 Zentimeter großen einzelgängerischen, nachtaktiven Tiere ähneln Mäusen oder Ratten. Sie sind aber nicht mit diesen verwandt und in ganz Mittel- und Südamerika anzutreffen.

BRASIL-BAUM

Der Name des Landes Brasilien geht auf diesen Baum zurück, den er wegen seines roten Holzes erhielt. Aus dem sehr begehrten Holz werden z. B. Bögen für Streichinstrumente hergestellt. Heute steht der Baum unter Naturschutz. Seit 1978 ist er der Nationalbaum Brasiliens.

BRASILIANISCHER SALM

Lachsfisch. Als Wanderfisch schwimmt er zum Laichen in die Süßgewässer und danach wieder zurück ins Meer.

BURITIPALME

Eine Palmenart, die vorwiegend im nördlichen Südamerika, östlich der Anden und in fast ganz Amazonien anzutreffen ist. Sie ist eine Nutzpflanze und wächst an offenen Stellen entlang der Flüsse und in Sümpfen.

BUSCH

Ein tropisches und subtropisches Trockengebiet mit Laub abwerfenden Sträuchern und kleinen Bäumen, insbesondere in Südamerika, Afrika und Australien.

CABOCLOS

Der Begriff stammt von den Tupí (*kaa'boç*) und bedeutet so viel wie ›von Weißen herkommend‹. Die heutigen Bewohner am Unterlauf des Amazonas (östlich von Manaus, z. B. Paritis) stammen zu einem großen Teil aus ›Mischehen‹ zwischen Portugiesen und Indianern. Die portugiesischen Eroberer betrieben offensiv die Vermischung beider Volksgruppen, um sich so die Gebiete der Eingeborenen anzueignen. Im Laufe der Zeit wurden auch afrikanische Sklaven als billige Arbeitskräfte ins Land geholt. So entstand ein Volk von Mischlingen, die Caboclos.

CENTAVOS

Ein Hundertstel einer Währungseinheit, z. B. ein Hundertstel Peso oder ein Hundertstel Escudo, vergleichbar mit dem heutigen Cent des Euro.

CHURRASCO

Eine lateinamerikanische Zubereitungsart von Fleisch, insbesondere Rindfleisch, die regional etwas unterschiedlich sein kann.

CINTA-LARGA-INDIANER

Cinta Larga heißt ›breiter Gürtel‹. Diese Indianer trugen früher einen Gürtel aus Baumrinde. Die Volksgruppe gehört zu den bekanntesten der ca. 250 brasilianischen Stämme. Sie wurden erst 1960 entdeckt, als eine Straße von Cuiabá nach Porto Velho gebaut wurde.

CÓCO MOLE

Eine weiche Kokosnuss.

DÄMON

Ein böser Geist oder gefährliches (nicht reales) Wesen, das Menschen erschreckt und bedroht sowie (eingebildeten) Schaden zufügt.

DOURADO

Der Fisch mit dem wissenschaftlichen Namen *Salminus brasiliensis* ist kein Lachs, wie sein lateinischer Name vermuten lässt. Er ist auch nicht mit dem im Salzwasser lebenden Dorado verwandt. Der Dourado gehört zu den großen Forellen-Raubsalmlern und wird auch Südamerikanischer Lachssalmler genannt.

FAVELAS

Bezeichnung für Elendsquartiere aus einfachsten Hütten in den Randbezirken von Großstädten, in denen arme Menschen unter schlechten Bedingungen leben.

FEDERKIEL

Die Spitze einer Feder, meist von Gänsen, wurde früher zum Schreiben benutzt und war somit ein Vorläufer der späteren Schreibfedern aus Stahl.

QUELLENANGABEN

Elena de Almeida: **Urwaldgeisterchen**, © D. Gundert Verlag, 1941, daraus: Yara, die Mutter der Gewässer / Die Sage vom Tijuca-Gebirge **Herbert Baldus: Die Jaguarzwillinge**, © Erich Röth Verlag, 1958, daraus: Schildkröte und Beutelratte / Der Jüngling, der das Tapir-Mädchen heiratete / Die Pfeilkette **J.A. Benton: Calangro**, © Claasen Verlag, 1954, daraus: Der Raub der heiligen Jungfrau **Lajos Boglár: Wahari**, eine südamerikanische Urwaldkultur. In der Übersetzung von Heinrich Weissling, © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG (diese Übersetzung erschien erstmals 1986 im Gustav Kiepenheuer Verlag; Gustav Kiepenheuer ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG), daraus: Jagdabenteurer (Titel vom Hrsg. gewählt) (Die Märchen der Pflanzer und Jäger) **Lygia Bojunga-Nunes: Die Freunde**, © Cecilie Dressler Verlag, 1985, daraus: Die Freunde (und: Florbelas Geschichte) **Lygia Bojunga-Nunes: Tschau**, © Cecilie Dressler Verlag, 1986, daraus: Tschau **Paulo Coelho: Sei wie ein Fluss, der still die Nacht durchströmt**, aus dem Portugiesischen von Maralde Meyer-Minnemann, © der deutschsprachigen Ausgabe **Diogenes Verlag AG Zürich, 2006**, daraus: Die Geschichte vom Bleistift **Paulo Coelho: Unterwegs / Der Wanderer**, aus dem Portugiesischen von Maralde Meyer-Minnemann, © der deutschsprachigen Ausgabe **Diogenes Verlag AG Zürich, 2004**, daraus: Vom Sprung ins kalte Wasser / Der beste Schwertkämpfer **Vera Penteadó Coelho: Die Waura**, Mythen und Zeichnungen eines brasilianischen Indianerstammes; aus dem Portugiesischen von Kristina Hering, © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG (diese Übersetzung erschien erstmals 1986 im Gustav Kiepenheuer Verlag; Gustav Kiepenheuer ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG), daraus: Die Geschichte vom *beiju* / Der Raub des Feuers, © **Herbert Günther: Mach's gut, Lucia!**, dtv, 2006 / **Beltz & Gelberg, 1993**, daraus: Mach's gut, Lucia! **Haus aus Himmel und Erde**, Erzählungen der brasilianischen Urvölker, gesammelt von Leonardo Boff; aus dem Portugiesischen übersetzt und für die deutsche Ausgabe bearbeitet von Horst Goldstein, © **Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern / Düsseldorf, 2003**, daraus: Die Frau, die sich in einen Kolibri verwandelte, um ihr Töchterchen zu befreien / Freiheit / Guaraná, der Baum der Lebenskraft / Wie das Feuer zu den Menschen kam / Wie der große Geist den Tieren half **Felix Karlinger und Geraldo de Freitas (Hrsg.): Brasilianische Märchen**, © Diederichs Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, 1972, daraus: Die drei Menschenrassen / Wie die Beutelratte den Nachstellungen des Jaguars entging / Die Befreiung der Sonne / Der Alligator und die streitbaren Weiber / Wie der Frosch die Tochter des Elefanten heiratete / Malazarte kommt in den Himmel / Wassermelone und weiche Kokosnuss / Quinoqui und Quinoca / Die goldene Kürbisflasche **Lene und Walter Klein: Das Fest im Urwald**, © Kinderbuchverlag Berlin Ost, 1983, daraus: Wie die Welt entstand / Wo der Maniok herkommt / Der Teufel auf dem Feigenbaum / Luisa und Luzia **Märchen aus Südamerika**, © Mundus Verlag / Weltbild, 1994, daraus: Der Erwerb der Nacht / Der Knabe und der Bakurao **Miriam Müller: Und jetzt, Ricardo?**, © Kolibri Verlag, 1998, daraus: Und jetzt, Ricardo? **Die schönsten Zaubermärchen der Welt**, Knauer, 1988, daraus: Jaguar und Ziegenbock **Eines Tages**, © Beltz & Gelberg, 1983, daraus: Lygia Bojunga-Nunes: Ein Schweineleben **Lisa Tetzner: Märchen**, Fischer TB, 1958, daraus: Der schüchterne Drache

Alle Rechte vorbehalten
© 2012 Grubbe Media GmbH, München
www.grubbe-media.de

In Kooperation mit:
SOS-Kinderdörfer weltweit
Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e. V.
www.sos-kinderdoerfer.de

Herausgeber: Dirk Walbrecker
Einbandgestaltung, Satz und Layout: [agenten.und.freunde](http://agenten.und.freunde.de), München, a-u-f.de
Lektorat/Schlusskorrektur: Rüdiger Dingemann, Beate Besserer
Illustrationen: Saskia Hölle, Sophie Hölle, Lotte Letschert
Druck: Passavia Druckservice GmbH & Co. KG

Printed in Germany

ISBN: 978-3-942194-02-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet unter <http://dnb.nb.de> abrufbar.

